



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Text copyright © 2015 by Cherie Priest

Titel der Originalausgabe: I am Princess X

Illustrations copyright © 2015 by Kali Ciesemier. All rights reserved.

Published by Arrangement with SCHOLASTIC INC., 557 Broadway,
New York, NY 10012 USA

Die Originalausgabe ist erstmals 2015 bei SCHOLASTIC INC. US, New York,
erschienen.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH,
30827 Garbsen.

© 2016 arsEdition GmbH, Friedrichstr. 9, D-80801 München

Alle Rechte vorbehalten

Text: Cherie Priest

Aus dem Englischen von Doris Hummel

Cover- und Innenillustrationen: Kali Ciesemier

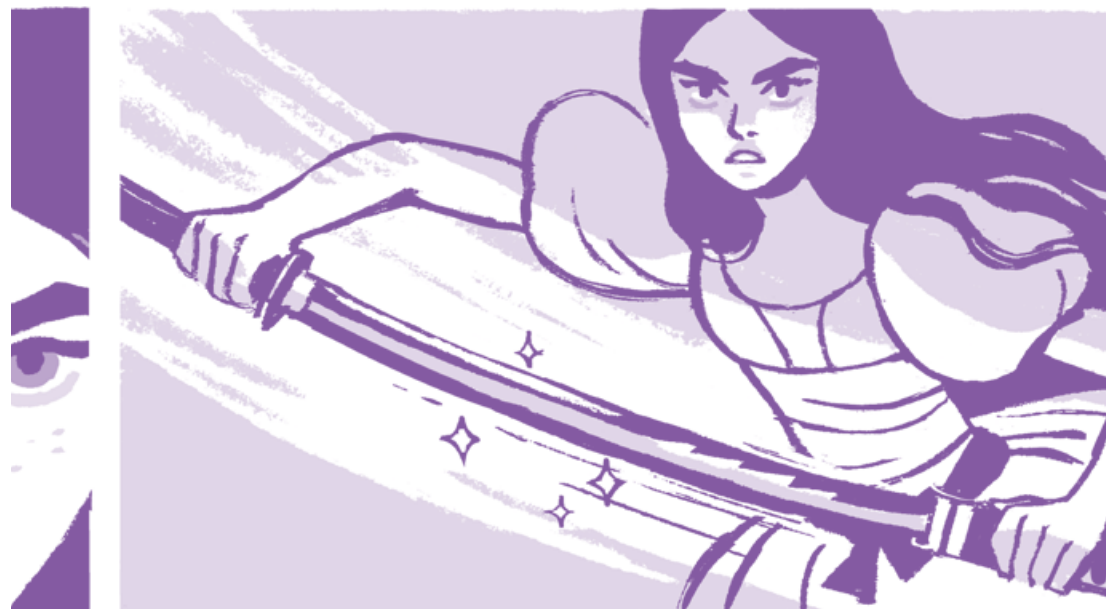
Umschlaggestaltung: Grafisches Atelier arsEdition unter Verwendung einer Illustration
von Kali Ciesemier

ISBN 978-3-8458-1229-8

www.bloommoon-verlag.de

CHERIE PRIEST

ICH BIN PRINCESS X



MIT ILLUSTRATIONEN VON KALI CIESEMIER

AUS DEM ENGLISCHEN VON DORIS HUMMEL


bloommoon



EINS

**FÜR LUKE UND CLAUDIA.
EINFACH SO.**



Libby Deaton und May Harper erfanden Princess X in der fünften Klasse. Libby hatte ein Gipsbein, May ein ärztliches Attest, in dem stand, sie könne im Stadion keine Runden mehr laufen, weil ihr Asthma sie sonst auf jeden Fall umbringen würde.

Ihr Sportlehrer schickte die beiden sofort ins Exil auf den Spielplatz – wo die Vorschullehrerin im Schatten saß und in einen Schmachtfetzen mit einem halb nackten Mann auf dem Cover vertieft war. Eine Meute Sechsjähriger versteckte sich aufgeregt hinter den Schaukeln und beobachtete die Neuankömmlinge mit großen Augen, mucksmäuschenstill und bereit, jeden Moment die Flucht zu ergreifen. Wenn es nach den Kleinen ging, waren Fünftklässler zu allem fähig.

Aber Libby und May lehnten sich ganz friedlich an die Ziegelmauer am Rand des Spielplatzes und streckten ihre Beine auf dem Asphalt aus. Sie hatten nichts zu tun. Konnten nirgendwohin. Sich mit niemandem unterhalten außer miteinander, und dabei waren sie gar keine Freundinnen. Libby hatte die Schule gewechselt, nachdem ihre Eltern ein neues Haus gekauft hatten, und May war gerade erst von Atlanta nach Seattle gezogen. Die beiden wussten gerade mal, wie die andere hieß.

Trotzdem entstand durch die Langeweile eine Solidarität, und auf dem kleinen Ballspielfeld, das im Moment niemand nutzte, lag überall Straßenkreide verstreut. May kickte ein Kreidestück, das einer der kleinen Picassos weggeworfen hatte, über das Feld und zermalmte es unter dem Absatz ihres Schuhs. Der Boden

unter ihr verfärbte sich in einem auffälligen Kirschrot, so als würde der Zement bluten. Sie streckte ihr Bein zu einer blauen Kreide aus und wollte gerade auch die zerbröckeln – aber Libby rutschte vorwärts und schob sich mit ihrem schweren Gipsbein langsam weiter.

»Warte mal«, sagte sie. »Das könnte lustig werden.«

Sie sammelte die restlichen, leuchtend bunten Kreidestücke ein und reihte sie nach Farben sortiert vor sich auf, bis sie einen ganzen Regenbogen hatte, zumindest mehr oder weniger. Als sie zufrieden war, rief sie den Kindern zu: »Hey, wollt ihr mir beim Zeichnen zuschauen?«

Die Vorschulkinder tauschten unsichere Blicke.

»Kommt schon«, ermutigte Libby sie. »Ich male alles, was ihr wollt. Ich kann das ziemlich gut.«

Neugierig lehnte sich May nach vorne. Sie selbst konnte überhaupt nicht zeichnen, aber sie mochte es, Leuten bei etwas zuzusehen, das sie gut konnten.

Langsam tauchten die Kinder aus ihren Verstecken auf. Ein besonders mutiges Mädchen rief: »Mal einen Hund!«

Libby tat der Kleinen den Gefallen und zeichnete einen grünen Hund mit gelbem Halsband und großen blauen Augen. Das Vorschulmädchen schob sich seine Brille zurück auf die Nase und ging auf die Zehenspitzen, um die ganze Zeichnung begutachten zu können. Sie nickte und schaute sich zu den anderen Kindern um. »Der Hund ist gut«, verkündete sie.

Fünf Sekunden später fiel eine Meute Knipse über Libby und May her und jeder von ihnen forderte lautstark etwas anderes.

»Mal eine Katze!«

»Ein Boot!«

»Ein Pferd!«

»Zeichne ein Spukhaus!«, drängte ein Junge mit lockigem Haar und offenen Schnürsenkeln.

Libby grinste. »Ein Spukhaus ... Ja, das gefällt mir. May, gibst du mir mal die lila Kreide, bitte?«

May hielt inne. Nicht, weil sie etwas gegen Lila hatte, sondern weil sie ein wenig überrascht war. Es war das erste Mal, dass sie außer einem der Lehrer irgendjemand in der Schule mit ihrem Namen angesprochen hatte. Schließlich antwortete sie: »Ja, sicher«, obwohl es ihr schwerfiel, »sicher« zu sagen, ohne dass ihr Georgia-Südstaatenakzent aufblitzte.

Sie reichte Libby die Kreide und sah ihr in den nächsten Minuten dabei zu, wie sie etwas zeichnete, das auch direkt aus einem Gruselfilm hätte stammen können – nur, dass es eher niedlich als furchteinflößend wirkte. Das Haus sah aus wie aus einem Cartoon und hinter den zerbrochenen Fenstern lächelten Gespenster.

Ein Junge in einem Baseball-Shirt der Mariners stampfte vor die fertige Zeichnung und beäugte sie mit kritischem Blick. »Jetzt musst du noch eine Prinzessin malen, die darin wohnt!«

»Eine Prinzessin, die in einem Spukhaus wohnt. Alles klar.« Libby griff nach dem gelben, rosa und roten Kreidestummel. Schon bald nahm eine Figur Gestalt an: ein Mädchen mit blauem Haar in einem Prinzessinnenkleid mit Puffärmeln, das eine große goldene Krone und rote Chucks trug.

May war völlig fasziniert. Sie hatte noch nie gesehen, dass jemand etwas zeichnete, das auch nur halb so gut gewesen wäre, zumindest nicht seit damals im Freizeitpark, als sie sich von einem Typen an einem Stand für zehn Dollar porträtieren ließ. Als Libby fertig war, meinte der Junge mit dem Baseball-Shirt, die Prinzessin sei »echt spitze«, und die anderen stimmten ihm zu. Vor allem May.

Aber dann fügte der Junge hinzu: »Warte mal, sie ist noch nicht fertig. Du hast ihren Zauberstab vergessen. Gib ihr noch einen magischen Zauberstab.«

May schüttelte den Kopf. »Nee, Libby«, widersprach sie und vergaß ihren Akzent für einen Moment. »Keinen Zauberstab. Mit Magie ist schließlich jeder spitze. Du solltest ihr stattdessen irgendwas Cooles geben.«

»Irgendwas Cooles, okay. Wie zum Beispiel ... was?«

»Oh!«, rief May aus. »Gib ihr ein Schwert!«

»Ein Schwert! Ja ...« Libby nahm die lila Kreide und malte damit auf den Beton. »Ein Schwert erfordert Geschick!« Als sie fertig war, legte sie die Kreide wieder weg und wischte sich die Hände an ihrer Hose ab. »Wie ist das?«

»Das Schwert sieht irgendwie seltsam aus ...«, fand May. Sie hatte die Vorschulkinder schon völlig vergessen.

»Das ist ein Katana-Schwert, wie Ninjas es benutzen. Das sind so ziemlich die besten Schwerter überhaupt.«

»Oh ja, richtig«, erwiderte May und tat, als wüsste sie alles über Ninjas. »Mit so einem kann man Leute wirklich ganz schön zurichten.«

»Jetzt müssen wir ihr nur noch einen Namen geben ...« Libby blickte auf. »May? Hast du vielleicht 'ne Idee?«

May dachte über die Frage nach. Sie brauchte eine gute Antwort. Sie hatte hier vielleicht eine neue Freundin vor sich, und das wollte sie nicht vermasseln.

»Wenn sie ein Schwert hat, hat sie wahrscheinlich auch eine Mission«, antwortete sie. »Vielleicht ist sie Spionin oder Soldatin. Oder was du gesagt hast – sie könnte ein Ninja sein. Sie könnte einen Codenamen haben.« Das sollte doch nicht so schwer sein. Irgendetwas, das man sich gut merken konnte und das einem leicht über die Lippen kam. »Wir sollten sie ... Princess X nennen.«

»Warum X?«, fragte Libby.

»Weil X der geheimnisvollste Buchstabe ist«, erklärte May ihr. »Und Sachen mit einem X im Namen sind normalerweise ziem-

lich cool.« Sie hoffte, dass sie damit recht hatte und der Name cool genug war.

Libby dachte kurz darüber nach und nickte schließlich. »Okay. Das finde ich gut!«

May atmete aus und lächelte. »Freut mich, dass es dir gefällt.«

»Es gefällt mir sehr«, bekräftigte Libby, als sie den letzten Feinschliff hinzufügte: das Glitzern der Krone der Prinzessin und das Logo auf ihren Chucks. »Das passt alles richtig gut zusammen.«

Hier ist sie also: Darf ich vorstellen? Princess X!«





Libby und May ließen ihre Princess X nicht auf dem Asphalt zurück. Sie nahmen sie mit nach Hause und dachten sich gemeinsam ein Fantasiereich für sie aus. Das Spukhaus der Prinzessin stand auf einem Hügel, umgeben von einem undurchdringlichen Eisenzaun, der so dick war wie die Hecken eines Labyrinths. Dort kämpfte sie gegen Ungeheuer, Geister und andere unerwünschte Eindringlinge, wann immer sie ihnen begegnete.

May schrieb haufenweise Geschichten und Libby zeichnete haufenweise Bilder, und in ihrem letzten Jahr in der Mittelstufe hatten die beiden bereits eine ganze Bibliothek voller Princess X-Abenteuer geschaffen. Die Geschichten füllten große, dicke Notizbücher, riesige Spiralordner, Schuhkartons, Kisten und Recyclingtüten. Sie archivierten ihre umfangreiche Sammlung bei Libby zu Hause. Libbys Dad arbeitete als Ingenieur bei Microsoft und ihre Familie wohnte in einem Haus nicht weit von der *Millionärsgasse*. Deshalb hatte Libby auch ein großes Zimmer mit einem riesigen Kleiderschrank, in dem sie alles aufbewahren konnten.

May wohnte mit ihren Eltern in einer kleinen Wohnung in einem alten Haus, das noch aus jenen Zeiten stammte, als in einem Schlafzimmer nichts als ein Bett gestanden hatte. May war schon immer die kleinste in ihrer Klasse gewesen, hatte schon immer billige Klamotten getragen und schon immer glattes braunes Haar und die dicken Brillengläser gehabt, die sie so sehr hasste. Wenn die anderen Kinder sie deswegen aufzogen, behauptete May immer, sie seien so stark, dass sie damit in die Zukunft sehen konnte – und diese Fähigkeit blieb ihr sogar noch erhalten, nachdem sie die Brille gegen Kontaktlinsen ausgetauscht hatte.

Libby hingegen sah schon mit zwölf aus wie ein Model von *Forever 21*. Sie trug baumelnde Ohrringe und Designerjeans und war von Natur aus einfach cool. So cool, dass sie jedem erzählte, ihre Oma sei ein Ninja, und alle glaubten ihr. Tatsächlich stammte Libbys Mom aus Japan, hatte ihnen jedoch erklärt,

es gäbe dort gar keine Ninjas mehr. Sie hatte ihnen außerdem verraten, der wahre Grund, warum Libbys Großmutter sie nie besuchen kam, sei Libbys Dad, der nicht aus Japan stammte. Er war irgendwo anders geboren worden – wo immer Weiße eben herkamen –, und dagegen konnte Libby nun mal nichts tun.

Darum zeichnete sie auch so viele Geschichten über Ninjas, weil sie, was die Ninjas anbelangte, sehr wohl etwas tun konnte. Höchstwahrscheinlich. Falls sie jemals welche treffen sollte.

Weder May noch Libby fanden jemals andere gute Freunde, weil sie keine anderen guten Freunde brauchten. Sie spielten eine Menge Videospiele, lasen eine Menge Comics, schauten eine Menge fern und aßen eine Menge Junkfood. Sie kletterten auf die Troll-Statue in Fremont und knipsten Selfies unter den kunstvollen Leuchtreklamen mit Turniertänzern, Raumschiffen und turmspringenden Damen mit altmodischen Bademützen. Sie machten jeweils die Hausaufgaben der anderen und blieben bis spät nachts mit einer Taschenlampe unter der Bettdecke wach, luden schmutzige Bücher auf Libbys E-Reader und kicherten wie verrückt, bis sie erwischt wurden. Sie gaben ihr Taschengeld für Pulswärmer, Zeitschriften und heiße Schokolade in ihrem Lieblingscafé *Black Tazza* aus – und taten, als sei es Kaffee, um sich erwachsen zu fühlen. Aber trotz all dieser normalen, alltäglichen Dinge fanden sie immer genügend Zeit für Princess X, schleppten ihre Ordner mit ins Café, breiteten ihre Notizen aus und erstellten Charakterbogen für alle Guten, Bösen und sonstigen Typen, die das Land Silverdale bevölkerten. Die Prinzessin wurde zu ihrem Alter Ego, ihrem Avatar, ihrer dritten besten Freundin.

Eines Tages wurde Libby von einem weißen Typen mit wilden Augen angepöbelt, der ein irrsinniges Schild in der Hand hielt, auf dem all die Gründe standen, warum Amerika vor die Hunde ging. Das Schild verlieh besonders seiner Sorge Ausdruck, dass jeder einfach jeden heiraten konnte und es in Amerika schon

bald keine schwarzen, weißen, gelben oder roten Menschen mehr geben würde – sondern nur noch graue.

May beschimpfte den Schildhalter als Dummkopf und sagte: »Und außerdem ist Grau eine tolle Farbe – besonders in Seattle. Hier in der Gegend ist Grau quasi patriotisch.«

»Verdammt, ja, Grau ist eine tolle Farbe!«, stimmte Libby ihr zu und brachte sogar ein Lächeln zustande. »Schau doch nur mal mich an: An mir sieht Grau total *cool* aus.«

Ein paar Wochen später nahmen sie an einem standardisierten Test in der Schule teil. Bei einer der Fragen ging es um die ethnische Herkunft der Schüler und Libby schrieb *grau* auf die Linie neben *Sonstiges*.

Der Lehrer gab ihr einen neuen Fragebogen und bestand darauf, dass sie ihn noch einmal ausfüllte. Er sagte, wenn Libby erst mal erwachsen sei, könne sie sich bezeichnen, wie immer sie wolle, aber bei diesem Test müsse sie eines der Kästchen auswählen und ankreuzen, auch wenn es nicht ganz stimmte.

Aber natürlich wurde Libby nie erwachsen. Stattdessen starb sie in der Salmon Bay.

Angeblich.

Mrs Deaton schlief am Steuer ein, als sie Libby gerade vom Turnunterricht nach Hause fuhr. Sie stürzten von der Ballard Bridge, und die Rettungsmannschaften brauchten zwei Tage, um das Auto zu finden. Als sie es fanden, saß Mrs Deatons Leiche noch immer angeschnallt auf dem Fahrersitz, aber Libby war verschwunden. Ihr Rucksack lag auf der Beifahrerseite im Fußraum und das Fenster war eingeschlagen.

Jahrelang träumte May, Libby sei entkommen – dass sie sich mit einem kräftigen Tritt aus dem sinkenden Wagen befreit und sich durch das nachtschwarze Wasser an die Oberfläche gekämpft hatte, kalt wie Limonade aus dem Kühlschrank, wäh-

rend die Lichter der Stadt wie Sterne über ihr funkelten. Sie zur Oberfläche leiteten, sie hinausführten. May träumte, dass Libby in der Salmon Bay die Wasseroberfläche durchbrochen und sich ihr klatschnasses Haar wie bei einer Meerjungfrau über ihre Schultern ergossen hatte und auf den Wogen hinter ihr hergeschwebt war, während sie nach Hause schwamm.

Aber dann wachte May jedes Mal zitternd vor Kälte und weinend auf, weil das leider niemals wirklich passierte.

Was stattdessen passiert war: Sie hatten Libbys Leiche ein paar Wochen später gefunden, langsam und leise gegen ein Segelboot platschend, das in einem nahen Hafen vor Anker lag. Sie war furchtbar entstellt, weil das Meeresgetier an ihr geknabbert hatte, und vom Wasser so aufgedunsen, dass niemand sie mehr erkennen konnte. Sie wurde nur anhand ihrer Kleidung identifiziert und an dem aufgeweichten Schülerausweis in ihrer Gesäßtasche.

Wenn sie ihr nur erlaubt hätten, Libbys Leichnam zu *sehen*, hätte May diese Träume vielleicht nie gehabt. Jedenfalls glaubte sie das. Sie hätte ihre alte Brille vielleicht nie wieder herausgekramt und sie nachts im Bett getragen, nur für den Fall, dass sie damit etwas noch Besseres sehen konnte als die Zukunft – nur für den Fall, dass sie damit in die Vergangenheit sehen konnte. Wenn sie nur einen Blick auf das hätte werfen können, was von ihrer besten Freundin noch übrig geblieben war, dann hätte ihre Fantasie sie vielleicht nicht mit dem stets gleichen Traum von Libbys Entkommen belogen, immer und immer wieder, Jahr für Jahr.

Manchmal vergingen ein paar Monate ohne ihn und May vergaß ihn beinahe ... Aber dann schlich sich der Traum so heimlich, still und leise wieder an sie heran, dass sie voller Entsetzen und zitternd in ihrem Bett hochschreckte und sich völlig sicher war, dass sie Libby *gesehen* hatte, dass sie noch *am Leben* war und dass sie in die Freiheit schwamm. Zu ihr schwamm. Nach ihrer ausgestreckten Hand griff. Sie beinahe packte.

Und dann wieder in der Salmon Bay versank, weil May keine Brille mehr trug und weil Zukunftsvorhersagen nichts als Märchen waren, die sowieso niemals wahr wurden.



Es gab eine Beerdigung – mit geschlossenem Sarg, logisch. May versuchte, den Sargdeckel zu öffnen, als niemand sie beobachtete, aber sie hatten das Scheißding wirklich gut verschlossen. Vielleicht kannten sie doch alle besser, als sie gedacht hatte.

Sie beerdigten Libby neben ihrer Mutter, weit weg in irgendeinem Vorort, deshalb konnte May sie nicht sehr oft besuchen. Bei ihrem letzten Besuch hatte sie gewusst, dass sie wahrscheinlich nicht so bald wiederkommen würde, vielleicht auch nie wieder. Während sich ihre Eltern leise zwischen den Grabsteinen und Bäumen zankten, flüsterte May Libby so laut zu, wie sie es wagte.

»Meine Eltern lassen sich wahrscheinlich scheiden«, gestand sie ihr.

Es fühlte sich seltsam an, das laut auszusprechen, weil es bisher noch nicht mal ihre Eltern laut ausgesprochen hatten. Aber das spielte auch keine Rolle. Sie konnte es auch so ganz eindeutig kommen sehen. Sie saß im Schneidersitz neben dem Grab. Die Erde war noch immer klumpig und frisch und nur hier und da wuchsen vereinzelt neue Grashalme empor. May zupfte an den jungen grünen Halmen, zog einen nach dem anderen heraus und warf sie auf einen kleinen Haufen.

»Falls sie sich wirklich scheiden lassen ... oder besser gesagt, wenn ... muss ich wahrscheinlich mit meiner Mom zurück nach Atlanta.« Sie hauchte die Worte vorsichtig aus, weil sie ganz sicher losgeheult hätte, wenn sie lauter gesprochen hätte. »Ich muss dann auf eine neue Schule gehen, und das macht mir echt Angst. Ich weiß wirklich nicht, was ich tun werde, falls ich

mir den Spind mit jemand anders teilen muss.« Sie schluckte schwer. »Unser Spind, deiner und meiner ... ist noch genauso, wie du ihn hinterlassen hast. Dein Dad hat mich nie nach deinen Sachen gefragt, deshalb hab ich sie einfach dringelassen – ich hoffe, das ist okay.«

Libbys Biologiebuch, vollgestopft mit all ihren Notizblättern. Eine Leinentasche mit ihren Sportklamotten, total zusammengeknüllt, weil sie ihre Turnschuhe obendrauf gestopft hatte. Ihre Wasserflasche. Ihr iPod.

»Vor den Schulferien nehm ich einfach alles mit nach Hause. Ich will deine Sachen nicht klauen.« Sie stieß ein kurzes, zitterndes Lachen aus, das drohte, sich in ein Schluchzen zu verwandeln. »Ich werde aber auch sicher nicht zulassen, dass irgendjemand sie wegwirft, das ist alles. Ich wünschte, ich könnte einfach alles so lassen, wie es ist, und, na ja, vielleicht eine Gedenktafel drankleben oder so ...«

Die Stimmen ihrer Eltern wurden lauter, aber es klang nicht, als würden sie sich noch streiten. Sie unterhielten sich nur und kamen, um May abzuholen. Einerseits war sie deswegen sauer. Andererseits musste sie Libby dann wenigstens nicht gestehen, dass sie Princess X verloren hatte.

Sie war sich nicht sicher, ob sie das wirklich hätte laut aussprechen können, nicht mal einem Geist gegenüber. Es war schwer genug, nur daran zu denken.

Es war einfach so passiert: Eine Woche nach der Beerdigung fuhr Mays Mom sie ein letztes Mal zum Haus der Deatons – aber Mr Deaton war nicht da. Außer der Haushälterin, Anna, war niemand da und sie wischte über die ohnehin blitzsauberen Arbeitsplatten und fischte prähistorische Fruit Loops unter dem Kühlschrank hervor.

Das Haus war vollkommen leer. Keine Möbel. Nicht mal mehr Vorhänge.



May rannte an Anna vorbei in Libbys altes Zimmer und riss die Tür des Schrankes auf, in dem sie Princess X archiviert hatten.

»Schätzchen, es tut mir so leid«, sagte die Haushälterin sanft, als sie May eingeholt hatte. »Es tut mir so leid«, wiederholte sie. »Aber es ist alles weg.«

Mr Deaton hatte seinen Job gekündigt, einen Koffer gepackt und war nach Michigan gefahren, wo er auch aufgewachsen war. Er hatte ein Unternehmen angeheuert, um das Haus in seiner Abwesenheit auszuräumen und alles an karitative Secondhandläden zu spenden. Dann hatte er Anna die Schlüssel zugeworfen und sie gebeten, alles zu putzen, bevor die Makler kamen. Er würde nicht mehr zurückkommen.

Genauso wenig wie Princess X.

Völlig außer sich verlangte May, dass ihre Mutter sie zu jedem einzelnen Secondhandladen in King County fuhr. Sie drehte völlig durch und schrie so laut, dass ihre Mom ihr den Gefallen tat. Oder besser gesagt: ihr Dad, denn auf die Art mussten ihre Eltern keine Zeit miteinander verbringen. Sie halfen ihrer Tochter lieber durch einen Nervenzusammenbruch, als sich beim Abendessen gegenüberzusitzen.

May fand die Kisten mit den Abenteuern von Princess X, den Comicstrips und den aus Zeitschriften herausgerissenen Bildern von Klamotten, die die Prinzessin vielleicht tragen oder Orte, an die sie vielleicht reisen würde, nie wieder. Auch ihre Eltern fanden nicht mehr zueinander und trennten sich ein paar Monate später. Ihr Dad blieb in Seattle, und ihre Mom nahm sie für den Großteil des Jahres mit nach Atlanta, wobei sie den Sommer und einen Teil der Ferien und Feiertage im Nordwesten verbrachte. Ihr Südstaatenakzent kehrte wieder zurück, ihr war oft kalt und sie fühlte sich einsam.

Libby war tot, Princess X verschwunden.

May verlor ihre beste Freundin immer wieder und wieder.

ZWEI

Drei Jahre vergingen.

Und dann war da dieser Aufkleber.

May sah ihn am Broadway. Er klebte in der Ecke im Schaufenster eines Ladens, der in wenigen Tagen abgerissen werden würde. Der Laden war bereits leer – ausgeräumt und kahl, bis auf ein paar Staubmäuse und Spinnen. Alles war mit Brettern zugemagelt, weil die Stadt Platz für eine S-Bahn-Station am Capitol Hill machte.

Jedes Jahr, wenn May für den Sommer zurückkehrte, sah die Stadt ein bisschen anders aus. Manchmal hatte sich eine kleine Boutique oder ein Café verändert, beispielsweise das *Black Tazza*, das im Frühling geschlossen worden war. Manchmal hatte sich aber auch ein ganzes Viertel verändert, wie demnächst auch dieses hier, weil all diese Gebäude in einer Woche schon nicht mehr stehen würden.

In diesem August wurde sie siebzehn – deshalb würde auch schon bald alles *ganz* anders werden. Oder zumindest nahm sie das an. Das behaupteten jedenfalls immer alle.

Aber an jenem ersten Tag im Juni sah sie den Aufkleber in der rechten unteren Ecke des Schaufensters, das schon bald abgerissen werden würde.

Sie war auf dem Rückweg vom Univiertel, wo sie mit ihrem Notizbuch ihr Lager in einem Park aufgeschlagen hatte – um über den Plot für einen Roman zu grübeln, von dem sie bislang niemandem erzählt hatte, und um gleichzeitig darauf zu war-

ten, dass ihrem Dad auffiel, dass sie nicht da war. Ihr Dad arbeitete viel, aber manchmal tat er es von zu Hause aus anstatt in seinem Büro in der Innenstadt. Aber selbst wenn er zu Hause war, dauerte es für gewöhnlich ein paar Stunden, bevor er irgendwann von seiner Arbeit aufblickte und bemerkte, dass May weg war. Sie verstanden sich zwar ganz okay, aber das lag hauptsächlich daran, dass sie nicht viel Zeit miteinander verbrachten. May vermutete, dass sie ihn womöglich an ihre Mutter erinnerte. Sie nahm es nicht allzu persönlich.

Wie dem auch sei, sie hatte einen Wohnungsschlüssel und kam und ging, wie es ihr gefiel, schlenderte zu Secondhandläden und wieder zurück und zu Bubble-Tea-Shops und Cafés, in denen sie immer noch heiße Schokolade statt Kaffee bestellte. Manchmal schmerzte sie die Erinnerung an Libby, aber sie hielt trotzdem an ihr fest. Alles andere war eigentlich auch sinnlos. Wo doch die ganze Stadt von ihr verfolgt zu werden schien.

Der Aufkleber am allerletzten noch verbliebenen Gebäude in der Olive Street war so unscheinbar, dass er ihr eigentlich gar nicht ins Auge hätte fallen dürfen. Er war aus Plastik und sah ziemlich billig aus. Die Ränder lösten sich bereits ab und die Farben waren ziemlich verblasst. Er war rund und schwarz umrandet.

Innerhalb dieser Umrandung konnte sie jedoch die Umrisse eines Mädchens mit leuchtend schwarz-blauen Haaren erkennen. Sie trug ein rosa Kleid mit Puffärmeln, eine große goldene Krone und rote Chucks. In ihrer linken Hand hielt sie ein lila Katana-Schwert.

May stand einfach nur da und starrte so gebannt auf den Aufkleber, dass sie gar nichts anderes mehr wahrnahm. Die Luft blieb ihr im Hals stecken, und sie versuchte, sie wieder hinunterzuschlucken, aber sie steckte so fest wie ein dicker Klumpen Kaugummi. Dann versuchte sie zu husten, und das funktionierte ein bisschen besser – abgesehen davon, dass sie dadurch zu

weinen anfang. Ein trockenes, bebendes Weinen, bei dem keine Tränen flossen.

Das ergab keinen Sinn. Das war unmöglich.

May streckte trotzdem eine Hand aus, um den Aufkleber zu berühren, und sie konnte kaum glauben, dass er tatsächlich real war. Das konnte nicht sein, oder? Sie schob ihren Fingernagel unter den sich ablösenden Rand und versuchte, ihn an einem Stück abzuziehen. Er zerriss jedoch und sie hielt nur die untere Hälfte in der Hand: den Saum des rosa Kleids. Die feuerwehroten Schuhe. Die Hand mit dem Schwert. Ja, das war *eindeutig* Princess X.

Als sich der Rest des Aufklebers standhaft weigerte, sich abzulösen, holte May ihr Smartphone heraus und machte ein Foto.

Sie glotzte weiter auf den blöden Plastikaufkleber, so als bestünde die Möglichkeit, dass er zum Leben erwachte und ihr erzählte, dass nichts von alledem je wahr gewesen war. Nicht die Brücke. Nicht das Auto. Nicht das Wasser. Nicht Libbys geschlossener Sarg und ihr leeres Haus mit ihrem leeren Zimmer und dem leeren Schrank, in dem sich einst die Kisten mit den Princess X-Erinnerungsstücken befunden hatten.

Vielleicht *war* das ja alles gar nicht wahr. Oder zumindest nicht das Allerwichtigste:

Vielleicht war Libby ja noch am Leben.

Ihr Handy klingelte. Es war ihr Dad. Sie ging nicht ran, weil sie das Gefühl hatte, dass ihre Stimme ganz matschig klingen würde, und dann würde er wissen wollen, warum. Stattdessen steckte sie das Telefon wieder ein und machte sich langsam auf den Nachhauseweg, während ihre Gedanken mit einer Mischung aus Verwirrung und Aufregung in ihrem Kopf herumwirbelten. Was hatte der Aufkleber zu bedeuten? Hatte jemand ihre alten Notizbücher gefunden, sie irgendwo aus dem Keller eines Secondhandladens gerettet? Hatte jemand aus der Schule

etwas damit zu tun? Oder handelte es sich nur um einen bizarren, höchst unwahrscheinlichen Zufall?

Nein. Letzteres glaubte sie nicht eine Minute lang. Sie wusste zwar nicht, was der Aufkleber zu bedeuten hatte, aber *irgend-etwas* bedeutete er.

»Da bist du ja«, sagte ihr Dad, als sie zur Wohnungstür hereinkam.

»Da bin ich«, erwiderte sie.

»Ich hab dich angerufen.«

»Tut mir leid«, brachte sie heraus, gab ihm jedoch keine Erklärung. »Möchtest du was zu Mittag essen?«

Ein Teil der Anspannung wich aus seinen Schultern und er verfiel wieder in seine übliche, leicht gebeugte Haltung. »Mittagessen wäre toll. Woran hast du gedacht?«

»Mexikanisch«, antwortete sie entschlossen. Falls sie sich bei ihrem mexikanischen Mittagessen nicht zusammenreißen konnte, würde sie die Tränen auf die Jalapeños schieben.

Sie schlenderten zu dem kleinen Lokal um die Ecke, in dem man sie schon kannte, und setzten sich in ihre bevorzugte Nische. Sie bestellten das Übliche und redeten über belanglose Dinge, bis ihr Essen kam.

Als es vor ihnen stand, bohrte er doch nach.

»Gar nichts *stimmt* nicht«, versicherte May ihm mit einem Mundvoll Sauerrahm und Bohnen, aber sie sah ihn dabei nicht an.

»Ich hab dich nicht gefragt, was nicht *stimmt*. Ich hab dich gefragt, was *los* ist. Du bist so ... abwesend. Und du hast die ganzen Servietten aufgebraucht, um dir die Nase zu putzen.«

Sie spielte mit dem Gedanken, ihn anzulügen. Es wäre ihm ganz recht gewesen, wenn sie ihn angelogen hätte – wenn sie ihm irgendetwas Unwichtiges oder Albernes erzählt hätte, mit dem er sich nicht weiter auseinandersetzen musste. Aber May

war eine furchtbar miese Lügnerin, und sie glaubte sowieso nicht, dass es eine Rolle spielte, ob sie ihm die Wahrheit sagte oder nicht. Wenn es ihm unangenehm war, tja, *Pech*. Ihr war es auch unangenehm.

»Na schön, wenn du es *wirklich* wissen willst ...«, begann sie vorsichtig. »Es ist wegen Libby.«

Er schwieg einen Moment lang. »Was ist denn mit ihr?«

May lachte, auch wenn sie sich nicht sicher war, warum. Es tat ein bisschen weh. »Okay, erinnerst du dich noch, woran wir immer gearbeitet haben? An Princess X?«

»Ist nicht gerade leicht, sie zu vergessen. Du hast deine Mutter und mich mit dem Auto quer durch die Stadt gejagt, um diese Kisten zu finden.«

»Natürlich hab ich das. Sie waren wichtig. Ich wollte sie zurück.«

Eine unbehagliche Stille breitete sich zwischen ihnen aus, bis er schließlich sagte: »Tut mir leid.« Er schaute auf seinen Teller hinunter.

»Es war ja nicht deine Schuld, dass wir sie nicht gefunden haben«, erwiderte May schnell.

»Ich denke, daran war niemand schuld. Aber weißt du, nachdem du und deine Mom weg wart, bin ich eine Zeit lang immer mal wieder zu einem Secondhandladen spaziert und hab reingeschaut. Nur für den Fall, dass sie doch noch irgendwo auftauchen.«

»Das ... das hast du getan?« Sie war überrascht und gerührt, aber sie war sich nicht sicher, wie sie ihm das sagen sollte, deshalb sagte sie gar nichts.

Er grinste. »Die Angewohnheit hatte ich dir zu verdanken.« Er nahm einen weiteren großen Bissen von seinem Burrito.

»Aber du hast sie nie gefunden, sonst hättest du's mir schließlich gesagt.« Es war eher eine Feststellung als eine Frage. »Des-

halb wäre es doch *wirklich merkwürdig*, wenn Princess X plötzlich irgendwo auftauchen würde, richtig?»

Er hörte auf zu kauen. Schluckte. Griff nach der letzten Serviette, die noch auf dem Tisch lag, und tupfte sich den Mund ab, ohne seinen Blick auch nur einen Moment von May abzuwenden. »Wo ... auftauchen?»

»Auf einem Schaufenster, drüben am Broadway. Da war ein Aufkleber.«

»Ich nehme an, du hast ein Foto von diesem Aufkleber gemacht? Lass mich mal sehen.« Er gestikulierte mit seiner Gabel.

Sie angelte ihr Telefon aus der Tasche. Ihre Hände zitterten ein wenig, als sie das Bild öffnete. »Hier«, sagte sie und reichte es ihm.

Ihr Dad kniff die Augen zusammen und betrachtete den kleinen Bildschirm. »Ich würde sagen, das ist nur ein halber Aufkleber.«

»Ich weiß. Ich hab zuerst versucht, den Sticker abzuziehen, aber er ist zerrissen. Hier ist die andere Hälfte.«

Trotz all ihrer Bemühungen hatte sich der Sticker zu einem zigarettengroßen klebrigen Röhrchen zusammengerollt. Sie rollte ihn mit einiger Anstrengung wieder auseinander und strich mit der Handfläche darüber, hatte jedoch alle Mühe, ihn glatt zu bekommen. Er blieb an der Plastiktischdecke kleben, versuchte aber sofort wieder, sich zusammenzukräuseln, als sie ihre Hand wegnahm.

Ihr Dad hielt das Telefon neben den Aufkleber und fügte beides im Geiste zu einem Bild zusammen. Er neigte den Kopf zuerst nach links, dann nach rechts. »Das *ist* merkwürdig.«

»*Merkwürdig?* Es ist *unmöglich*.«

»Das würde ich so nicht sagen. *Wir* haben die Kisten zwar nicht gefunden, aber vielleicht ja jemand anders. Vielleicht hat sie jemand irgendwo zufällig entdeckt und fand sie cool.«

May rutschte in der Sitznische ein wenig tiefer, während die letzten Bissen ihrer Enchilada kalt wurden. »Das bezweifle ich.«

»Du bezweifelst es nicht«, entgegnete er. »Du willst es bloß nicht glauben. Das ist aber nicht dasselbe.«

Ihr traten wieder Tränen in die Augen. Sie kämpfte mit ihnen um die Kontrolle über ihr Gesicht und siegte immerhin nach Punkten. »Ach, nein?»

Er seufzte. »Ich weiß, dass du glauben willst, dass Libby immer noch irgendwo da draußen ist und Princess X zeichnet. Aber was immer dieser Aufkleber auch bedeutet, das ist es nicht. Es tut mir leid. Aufrichtig leid.«

Sie wollte wütend auf ihn sein, aber es hätte schlimmer sein können. Hätte sie versuchen müssen, diese ganze Sache ihrer Mom zu erklären, hätte das in einer einzigen Katastrophe geendet. Ihre Mom hätte nur gelacht und ihr erklärt, dass sie sich mit dem Aufkleber irrte. Dann hätte sie weiter Online-Scrabble gespielt, und May wäre so wütend geworden, dass sie den nächsten hässlichen Heulanfall bekommen hätte. Sie hätten sich gestritten und May hätte ihre Mom gehasst, weil sie wegen etwas so Offensichtlichem log und es sie noch nicht mal interessierte.

Wenigstens sagte ihr Dad ihr nicht, was für eine Idiotin sie war. Er verstand sie zwar nicht immer, aber er tat das, was sie sagte, auch nie einfach so ab. Er nahm alles sehr ernst, was manchmal auch wirklich toll war. In diesem Moment wünschte sich May jedoch das Märchen. Aber wenn es das war, was sie wollte, dann war er nicht der richtige Ansprechpartner.

Deshalb hörten sie auf, darüber zu reden. Als sie nach Hause kamen, schauten sie sich *The Venture Bros.* auf Netflix an. Eine Folge nach der anderen, bis ihr Dad verkündete, es sei Schlafenszeit, und den Fernseher ausschaltete. So wechselte er am liebsten das Thema: mit einer Fernbedienung in der Hand.



DREI

Im Laufe der nächsten Tage sah May die Prinzessin überall.

Die im Schaufenster war nur die Erste gewesen. Eine klebte auf einem Stoppschild. Eine auf der Seite eines öffentlichen Briefkastens. Eine auf dem Bürgersteig, fast vollständig verwittert – sie war ganz eindeutig schon länger dort gewesen. Eine klebte auf einem Stadtbus. Außerdem fiel ihr auf, dass sie auf die Graffitis achten musste, denn irgendjemand hatte in der Innenstadt mit einer Schablone jede Menge Princess X-Bilder gesprüht. Das erste Kunstwerk entdeckte May neben einem Gully: unten am Pike Place Market, bei dem großen Messingschwein gegenüber den mit Fischen werfenden Markthändlern, die immer wieder als Postkartenmotiv erhalten mussten. Direkt neben dem ersten Starbucks überhaupt, der blitzsauber und voller mit Touristen war als irgendein anderer Starbucks irgendwo sonst auf der Welt.

Die Suche nach Princess X entwickelte sich zu einer regelrechten Schnitzeljagd. Jedes Mal, wenn May ein Bild fand, machte sie ein Foto davon und fragte dann jemanden in der Nähe – einen Verkäufer in einem Laden oder Kiosk –, ob er wusste, was es zu bedeuten hatte, oder ob er gesehen hatte, wer das Teil dort hin gesprayt oder geklebt hatte.

Die Antwort lautete immer Nein, Nein, Nein.

May zog mit Sonnenbrille und Ohrstöpseln durch die Straßen, selbst wenn die Sonne gar nicht schien und keine Musik auf ihrem iPod lief, nur damit sie niemand ansprach und sie

nach Princess X suchen konnte, ohne gestört zu werden. Sie bewegte sich wie eine Spionin durch die Stadt, beobachtete und lauschte, ohne selbst gesehen oder gehört zu werden. Sie hatte noch nie ein Problem damit gehabt, sich unsichtbar zu machen, vor allem nicht, wenn sie mit Libby zusammen gewesen war. Alle hatten immer auf Libby geschaut.

Sie hielt Ausschau nach Graffiti-Künstlern und Punks und suchte nach Leuten, die so aussahen, als würden sie Aufkleber auf öffentliches Eigentum klatschen. Sie beobachtete Skater und Cosplay-Mädels, Studenten an Bushaltestellen und kleine Grundschulgören mit ihren Pausenbrotdosen.

Und ohne es eigentlich zu wollen, hielt sie auch nach Libby Ausschau. Ein Teil von ihr fragte sich, ob sich an den Orten, an denen sie und Libby die meiste Zeit zusammen verbracht hatten, nicht noch mehr Hinweise auf Princess X versteckten, was ihr eine Entschuldigung gab, ihr altes Revier noch einmal zu durchstreifen. May erwartete nicht, den Aufklebern direkt zu Libbys Geist folgen zu können oder irgendetwas Ähnliches. Sie hatte einfach irgendwann aufgehört, ihre gemeinsamen Lieblingsorte aufzusuchen, ohne dass es ihr wirklich bewusst gewesen war. Aber es stimmte schon: Sie hatte sich immer von ihren alten Treffpunkten ferngehalten und einen großen Bogen um sie gemacht.

Aber jetzt nicht mehr.

Ihr Lieblingsbuchladen hatte dichtgemacht und war in einen Plattenladen verwandelt worden ... und dann hatte auch der dichtgemacht. Aber das Ladenlokal gab es noch. May dachte an den Ständer mit den Comics, der immer im hinteren Teil des Geschäfts gestanden hatte. Libby hatte endlos durch die Bücher geblättert und nach Kunstwerken gefahndet, die cool genug waren, um sie zu kopieren.

»Das Kopieren ist die aufrichtigste Form der Schmeichelei«, hatte May ihr immer gesagt.

Sie konnte Libbys Stimme immer noch hören, drei Jahre entfernt und doch glockenhell: »Und außerdem ist es eine echt gute Übung.«

May wusste bereits, dass es das *Black Tazza* nicht mehr gab, deshalb sah sie auch keinen Grund, dorthin zu gehen. Sie versuchte es stattdessen bei der alten Drogerie, in der sie mit Libby einmal Lipgloss und Nagellack gekauft und auf den Bus gewartet hatte. Sie hatten immer noch genügend Zeit gehabt, um die Lippenstifte auf ihren Handrücken auszuprobieren und zu testen, ob sie gut zu ihrem Teint passten. Sie hatten immer noch genügend Platz gehabt für einen Strich Perlenrosa, kandierter Apfel oder Zimthauch.

Sie konnte diese Farben nicht mehr finden, aber sie sah zwei andere Mädchen, die kichernd Lipgloss-Streifen auf ihre Handgelenke malten und sich darüber stritten, welcher besser aussah. Anstatt loszuheulen, lächelte May.

Draußen hatte jemand einen Princess X-Sticker an die Bushaltestelle geklebt. Auch das brachte sie zum Lächeln.

Endlich, zwei volle Tage nachdem sie den Aufkleber am Broadway entdeckt hatte, konnte May einen kleinen Erfolg feiern.

Sie saß im Volunteer Park am Ufer eines Teichs neben einem künstlichen Kanadareihher – die Statue sollte die echten Reiher abschrecken, damit sie die Kois nicht fraßen. May hatte ihr Notizbuch auf der Seite mit den Ideen für ihren geplanten Roman aufgeschlagen, konnte sich jedoch nicht richtig konzentrieren und kritzelte nur die Ränder voll. Ihr gingen so viele andere Dinge durch den Kopf und in Wahrheit wollte sie am liebsten hier sitzen und Princess X-Geschichten schreiben.

Es hatte eine Weile gedauert, bevor sie gelernt hatte, allein zu schreiben, ohne dass jemand die Bilder zeichnete, die sie beschrieb. Es war viel schwerer, ohne eine Freundin Geschichten

zu erzählen, wenn sie nur die Worte zur Verfügung hatte – weil May im Zeichnen schon immer mies gewesen war und auch nie viel besser wurde als mies. Aber nachdem sie ein paar Dinge herausgefunden hatte, fiel ihr das Schreiben viel leichter. Neue Ideen waren schon immer ihre Stärke gewesen. Jetzt ging es nur noch darum, sie zu Papier zu bringen.

Sie blickte an dem mächtigen Wasserturm aus Ziegelsteinen empor, der hinter ihr stand, und versuchte, ihn als etwas anderes zu betrachten als einen Turm im Spukhaus von Princess X. Stattdessen stellte sie sich vor, dass er Teil einer Burg war – oder eines Gefängnisses, in dem die Schlimmsten der Schlimmen lebenslang eingesperrt waren.

Plötzlich schoss ein Typ auf einem Skateboard so schnell an ihr vorbei, dass sie ihre Füße wegziehen musste. Mit vom Asphalt ganz abgewetzten Rädern sauste er klappernd und rasselnd zu dem Aussichtspunkt hinauf, an dem eine große, runde Skulptur stand, die den Namen Black Sun trug und an einem klaren Tag Seattles berühmten Aussichtsturm Space Needle umrahmte.

May sah dem Typen mit finsterem Blick nach. Dann erkannte sie auf seinem Rucksack jedoch ein vertrautes Logo, das langsam in der Ferne verschwamm. Es hüpfte und tanzte, als er sein Board beim Bremsen kickte, und verschwand schließlich, als er den Rucksack absetzte. Er ließ sich auf den Rand des großen Sockels der Skulptur fallen und zündete sich eine Zigarette an.

Bevor May überhaupt wusste, was sie tat, hatte sie sich ihre eigene Tasche geschnappt – eine abgenutzte Kuriertasche aus Leinen mit einem Oktopus darauf. Sie schlenderte auf den Skater zu, aber sie war inzwischen so gut darin, unsichtbar zu sein, dass er sie erst bemerkte, als sie direkt vor ihm stand und ihm den Blick auf das Reservoir versperrte.

Er betrachtete sie von oben bis unten, kein bisschen bedrohlich oder abschätzig. Ihr kam der Gedanke, dass er womöglich

versuchte, sie mit der Kraft seiner Gedanken dazu zu bewegen, zur Seite zu gehen.

Sie rührte sich nicht, sondern sagte nur: »Hey.«

»Hey«, antwortete er direkt, ohne zu blinzeln. Er war ungefähr in ihrem Alter plus/minus ein oder zwei Jahre und hatte aufgeschürfte Ellenbogen und Löcher in den Knien seiner Jeans.

»Kann ich dich was fragen?«

»Nur zu.«

Sie tippte seinen Rucksack mit ihrem Schuh an. »Dieser Aufkleber ...«, begann sie, aber als er den Rucksack umdrehte, wurde ihr bewusst, dass sie sich geirrt hatte. »Dieser Aufnäher, meine ich. Wo hast du den her?«

Er zeigte mit dem Finger darauf. »Den da? Den hat mir meine Freundin geschenkt.«

»Okay, und wo hat *sie* ihn her?«

Er zuckte mit den Schultern. »Von einer Website, glaub ich. Da kriegt man Sticker, Aufnäher und all so was. Warum? Bist du ein Fan?«

Sie schluckte schwer. »Von der ... Website?«

»Okay, offensichtlich nicht. Hast du einen Stift?«

Sie fischte einen aus ihrer Tasche und reichte ihn ihm. Er nahm ihre Hand und drehte die Handfläche nach oben. Dann kritzelte er hinein: www.princess-x.de

Sie las die Internetadresse immer wieder und ihr blieb beinahe die Luft im Halse stecken.

»Danke«, brachte sie schließlich hervor, als sie sich von ihm entfernte und den Hügel wieder hinunterging.

Das Ganze war nicht nur ihrer verrückten Fantasie entsprungen, nicht nur die zufällig ähnliche Cartoonfigur von irgendjemand anders und auch nicht nur ein schlimmer Fall von Nostalgie, der dazu führte, dass sie nur das sah, was sie sehen wollte.

Es war Princess X. *Ihre* Princess X. *Libbys* Princess X. Es gab eine Internetadresse, und das bedeutete, dass sie *real* war.

May schüttelte ihr Smartphone, als könnte sie es dadurch so sehr einschüchtern, dass sich der Akku wieder auflud, was allerdings – natürlich – nicht funktionierte. Aber sie war sowieso nur noch ein paar Blocks von der Wohnung ihres Dads entfernt und rannte den ganzen Weg dorthin zurück. Sie schwitzte dabei ihr T-Shirt und ihr Sweatshirt komplett durch, aber egal. Schließlich schaffte sie es bis nach Hause, schloss die Wohnung auf, knallte die Tür zu und rannte in ihr Zimmer. Sie schnappte sich ihren Laptop, trug ihn ins Wohnzimmer, wo die WLAN-Verbindung am besten war, und wartete eine gefühlte Ewigkeit, bis der Rechner hochfuhr.

»Dad?«, rief sie. Ihr war eben erst der Gedanke gekommen, dass er zu Hause sein könnte. Aber er antwortete nicht, was bedeutete, dass er heute nicht vom Nebenzimmer aus arbeitete. Gut. Sie wollte ein wenig Privatsphäre.

Ihr Browserfenster öffnete sich, und sie tippte die Adresse ein, die sie bereits auswendig kannte. Sie schälte sich aus dem feuchten Sweatshirt, bevor sie den Überwurf von der Rückenlehne der Couch nahm und ihn wie eine Decke um sich wickelte.

www.princess-x.de

Da war es.

May holte tief Luft und atmete wieder aus, langsam und gleichmäßig.

Die Website war fast völlig in Schwarz und Grau gehalten, mit ein paar rosa und roten Akzenten, was bei einer Geschichte über eine Prinzessin mit blauen Haaren und Puffärmelkleid eine überraschend düstere Wirkung erzielte. May bewegte den Cursor hin und her – es war kein gewöhnlicher Pfeil, sondern ein winziges, lilafarbenes Schwert! Sie liebte es! – und studierte jeden Pixel der Seite.

Unter dem Banner befand sich ein großes Bild der Prinzessin mit ihrem Schwert, flankiert vom Geist einer Frau auf der einen und einem schlanken, braunhaarigen Mann auf der anderen Seite. Die Frau wirkte traurig und ätherisch, mit Algen im Haar und Spuren von Ektoplasma und Tränen auf den Wangen, während Blut über die Vorderseite ihres Kleides lief. Der Mann hatte kleine, wütende Augen, zu lange, knubbelige Gliedmaßen und grapschende Finger mit zu vielen Knöcheln.

Und die Prinzessin selbst ... Sie war keine simple Cartoonfigur mehr, sondern ein voll entwickelter Charakter. Sie hatte wildes schwarzes Haar mit leuchtend blauen Strähnen und ihr Mund war zu einer entschlossenen Linie zusammengepresst. Sie sah mehr oder weniger genauso aus, wie Libby in Mays Vorstellung aussehen würde, wenn sie die Highschool noch erlebt hätte. Tough und hübsch. Groß und schlank. Bereit, es mit jedem aufzunehmen.

Zuerst dachte May, die Seite sei statisch, aber als sie weiter mit dem Cursor spielte und ihn mal hierhin, mal dorthin schob, entdeckte sie, dass *Easter Eggs* in den Bildern versteckt waren. Die blutige Brustwunde des Gespensts enthüllte einen Mouseover-Text mit den Worten: SIE FUHR, SOLANGE SIE KONNTE. Auf dieselbe Weise verkündete die rechte Hand des Mannes: SPRITZEN UND NADELN, HÄNDE UND MESSER. Das Katana-Schwert der Prinzessen drängte May: FINDE DIE VIER SCHLÜSSEL.

Am unteren Ende floss ein langer Wasserlauf über die Seite. Sie nahm an, dass es sich dabei um irgendein animiertes GIF handelte. Aber als sie mit dem Mauszeiger darüberfuhr, spritzte es – und ein in einem warmen Goldton unterlegter Link erschien.

Sie klickte darauf.

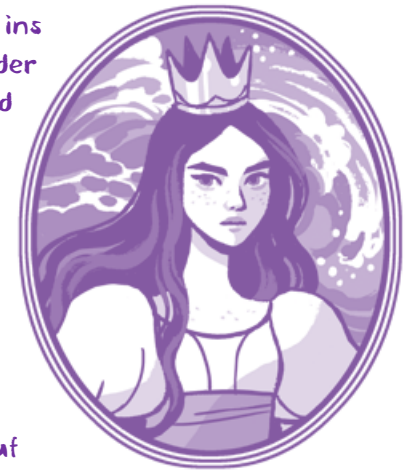
DIE GEISTERKÖNIGIN



Mutter und Rachegeist: Die Geisterkönigin wurde ins Meer geschleudert, ertrank jedoch nicht. Ihr wurden Leben und Kind genommen. Sie wird niemals verblassen oder vergessen werden. Ratgeberin und Beschützerin, Freundin und Orakel. Ihre Weisheit und Magie verbergen die Prinzessin vor dem Nadelmann.

PRINCESS X

Die Prinzessin stürzte zwei Mal ins Wasser. Das erste Mal zog sie der Nadelmann aus den Fluten und trug sie zu sich nach Hause. Er wollte ein neues Kind aus ihrem Blut und ihren Knochen erschaffen, aber sie floh, bevor er sie neu formen konnte. Sie rannte davon, behütet vom Geist ihrer Mutter, und nun ziehen sie gemeinsam durch ein namenloses Land, auf der Suche nach Sicherheit, Freiheit und Gerechtigkeit.



DER NADELMANN



Ein trauriger König aus einem fremden Land. Seine Tochter verschwand und er war allein, deshalb nahm er Princess X gefangen, damit sie mit ihm in seinem Schloss lebte. Doch die Prinzessin weigerte sich, ihn zu lieben – und floh in einer stürmischen Nacht. Nun jagt der Nadelmann die Prinzessin Tag und Nacht. Er muss sie finden und töten, bevor sie das Geheimnis der Vier Schlüssel entdeckt.

DIE VIER SCHLÜSSEL

Eine Reihe magischer Gegenstände, geheimnisumwoben und von uralten Zauberern versteckt. Vereint verfügen die Vier Schlüssel über einen mächtigen Zauber, der den Nadelmann bezwingen und die Prinzessin und ihre Mutter für immer befreien kann.



Der Schwert-Cursor folgte Mays Gedanken und streifte über die Bilder und den Text. Abgesehen von Princess X selbst stimmte überhaupt nichts. Das hier waren nicht Mays Geschichten. Diese Abenteuer hatten sich Libby und sie nachts nicht mit Taschenlampen in den Händen und auf den Laken verstreuten Stiften unter der Bettdecke ausgedacht. Die Stadt Silverdale wurde ebenso wenig erwähnt wie das Spukhaus hoch oben auf dem Hügel, von dem aus die Prinzessin über die Stadt wachte und sämtliche Verbrechen bekämpfte, die sie im Tal erspähte.

Abgesehen davon ...

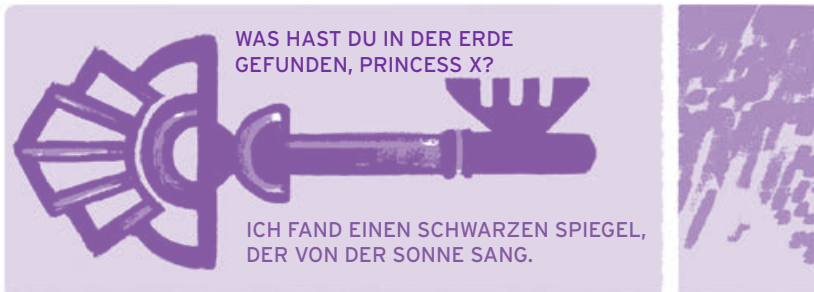
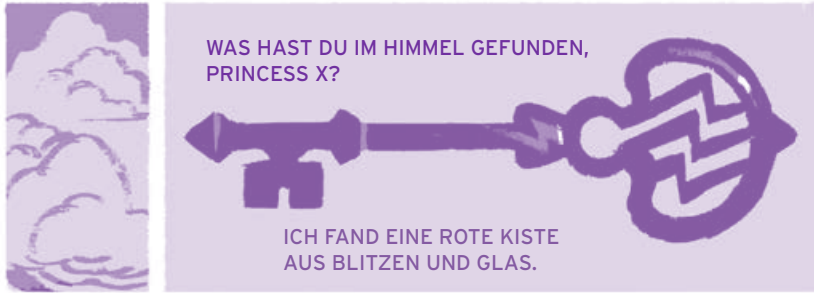
Abgesehen davon, dass die Geisterkönigin eine unheimliche Ähnlichkeit mit Mrs Deaton hatte. Selbst wenn May darüber hätte hinwegsehen können, wie ähnlich Princess X Libby sah – was sie *nicht* konnte –, die Geisterkönigin war ganz sicher kein Zufall. Nie und nimmer. Sie war sogar ins Meer geschleudert worden, genau wie die echte Frau. In gewisser Weise.

Aber wer war dieser Nadelmann?

May schob den Cursor über sein Profil und suchte nach einem Link, der ihr mehr über ihn verriet. Aber nichts erschien, nichts leuchtete auf oder deutete auf andere Weise darauf hin, dass hier noch weitere Informationen zu finden waren.

Dann versuchte sie es bei den Vier Schlüsseln – die durch vier lange, altmodische Schlüssel dargestellt wurden, die zusammen an einem Band hingen. Sie entdeckte einen Link, der unter der Schleife des Bandes verborgen war, und klickte darauf, um zu sehen, wohin er sie führen würde.





May klatschte eine Hand auf den Mund, um ihren Schrei zu unterdrücken.



VIER

Mays Herz raste und ihre Hände zitterten, als sie mit den Fingern über das Touchpad strich und die letzte Zeile markierte. *Graues Mädchen* konnte nur eines bedeuten, nur eine Person: Es konnte nur Libby sein.

Durch einen Rechtsklick auf die Hauptseite konnte sie den Quellcode der Website sehen. Der Code sagte ihr jedoch nicht viel. May erkannte zwar CSS, wenn sie es vor sich hatte, aber das hier verriet ihr gar nichts. Ihre HTML-Fähigkeiten steckten noch in den Kinderschuhen und sie konnte nichts Komplizierteres codieren als Schriftarten, Tabellen und Bilder. Das hier war eine Sackgasse.

Also ließ sie die kniffligen Sachen vorerst beiseite und wandte sich direkt an die Quelle allen Wissens: Sie googelte ein halbes Dutzend Variationen von Princess X – und stellte fest, wie weit sie dem Geschehen bereits hinterherhinkte. Ihre Kehle fühlte sich ganz trocken an, aber jetzt war keine Zeit für eine Limo, nicht, wenn sich ein Dutzend Seiten mit Links vor ihr auftaten. Sie klickte und klickte und klickte sich bis zum Ende durch, bis sie so viele Tabs geöffnet hatte, dass sie sich gar nicht mehr alle in ihre Kopfleiste quetschen konnten.

May fand eine *CafePress*-Seite mit unzähligen Umhängetaschen, Kaffeetassen und Postern mit Princess X-Kunst ... aber bei näherem Hinsehen erkannte sie, dass es sich um »inoffizielle« Fanartikel handelte. Der sehr sorgfältigen Formulierung auf der Infoseite entnahm sie, dass die Betreiber weder behaupten

noch andeuten wollten, dass irgendeine Verbindung zur Originalwebsite bestand. Als Nächstes fand sie bei *DeviantArt* rund ein Dutzend Einträge zu Bildern und Geschichten von Fans, und als sie unter *Kunst* durch die Kommentare scrollte, entdeckte sie jede Menge nützlicher Informationen.

Oder besser gesagt, stellte sie fest, dass niemand wirklich über nützliche Informationen verfügte, was – in gewisser, wenn auch merkwürdiger Weise – auch eine nützliche Information war. Niemand wusste, wer die Princess X-Website zeichnete oder produzierte, niemand wusste, wer die Comics schrieb ... aber alle *wollten* es wissen.

Auf *Reddit.com* wurde das Rätsel nur noch mysteriöser: In drei verschiedenen Einträgen las sie eine bunte Sammlung von Verschwörungstheorien zur wahren Identität des Schöpfers von Princess X, der vor etwa sechs Monaten auf mysteriöse Weise wie aus dem Nichts in der Szene aufgetaucht war und den heißesten, geheimnisvollsten, meistgelesenen Webcomic seit *Penny Arcade* geschaffen hatte. May wusste nicht, was *Penny Arcade* war, aber als sie den Vergleich in mehreren anderen Beiträgen las, fühlte sie sich nicht mehr ganz so mies, weil sie noch nie von den Princess X-Comics gehört hatte.

»Ich *muss* mehr Zeit im Internet verbringen«, murmelte sie vor sich hin, während sie weiterlas.

Keine der Reddit-Theorien war besonders interessant. Zwei waren vollkommen verrückt, es sei denn, es gab tatsächlich Zeitreisen oder Feen. Zwei weitere vermuteten, berühmte Schriftsteller würden die Seite nutzen, um anonym mit Ideen zu spielen. Ein Verfasser behauptete, selbst der Autor zu sein – allerdings behauptete er auch, man habe ihn angeheuert, um Bigfoot zu töten, von daher ... Ein Beitrag gewann ihre Aufmerksamkeit für ungefähr fünf Sekunden, weil er die Ansicht vertrat, der Webcomic würde von einem Geist diktiert.

Danach wurde es allerdings richtig abgedreht. Laut dieser speziellen Theorie konnte es sich nicht um einen interessanten Geist handeln und ganz sicher nicht um Libbys Geist. Kurz gesagt: Irgendein Typ glaubte, es müsse der Geist eines alten Mannes sein, den man vor rund zehn Jahren tot und mumifiziert in seinem Haus gefunden hatte. Er hatte Bilder von dem Mann und alles, aber das konnten schließlich auch Bilder von irgendeinem toten alten Kerl in irgendeinem alten Haus sein, und May verstand auch nicht wirklich, warum der Typ glaubte, die Bilder würden seine Theorie stützen.

Als sie alles gesehen und gelesen hatte, stellte sie fest, dass ihr auch das Internet nichts weiter als Spekulationen, ein paar durchgeknallte Ideen und einen Haufen Leute bot, die versuchten, von dem Webcomic zu profitieren, weil sich noch niemand gemeldet und die Vermarktungsrechte für sich beansprucht hatte. Anscheinend konnte jeder mit einem *Zazzle*-Account nach Lust und Laune Princess X-Zeug produzieren und zu Geld machen.

Einen Moment lang fragte sich May, ob *sie* ein Anrecht darauf hatte, die Rechte anzumelden. Sie hatte Princess X nicht gezeichnet, nein – aber sie hatte die ursprünglichen Abenteuer geschrieben, auch wenn sie das nicht beweisen konnte. Allerdings hatte sie auch nichts auf der Website geschrieben, also ... na ja, vielleicht doch nicht. Sie konnte trotzdem das unschöne Gefühl nicht abschütteln, dass irgendwelche fremden Leute Geld aus einer Privatsache schlugen – und vielleicht sogar ein kleines Vermögen mit Aufklebern und T-Shirts machten.

Aber das war albern, und das wusste sie auch. Ganz sicher verdiente sich niemand mit Aufklebern und T-Shirts eine goldene Nase und sie wollte ohnehin kein Geld von *Princess X*. Sie wollte *Antworten*. Sie wollte wissen, wer den Comic schrieb, auch wenn sie bereits wusste – aus tiefster Seele wusste –, dass es niemand außer Libby sein *konnte*.

Sie surfte noch eine weitere halbe Stunde im Netz, aber das einzig wirklich Coole, was sie fand, war eine Reihe von Fotos, die bei der Comic-Con in San Diego aufgenommen worden waren und drei Freunde zeigten, die sich als Princess X, die Geisterkönigin und der Nadelmann verkleidet hatten. Die Kostüme waren großartig – absolut auf den Punkt –, aber das Mädchen, das die Prinzessin darstellte, sah Libby kein bisschen ähnlich. May konnte sich nicht entscheiden, ob sie deswegen froh oder traurig sein sollte.

Ihr gingen allmählich die Internet-Ecken aus, in denen sie noch herumstochern konnte, also gab sie schließlich auf und surfte zurück zu *princess-x.de* ... und erst in diesem Augenblick wurde ihr bewusst, dass sie die Seite die ganze Zeit gemieden hatte. Sie war zwar wie besessen davon, konnte sich aber trotzdem kaum überwinden, sie anzuschauen. Sie wollte Antworten, natürlich. *Offensichtlich*. Aber wenn sie diese Antworten wirklich fand, würden sie ihr vielleicht nicht gefallen.

Aber da war sie wieder: die schicke Startseite mit dem coolen Schwert-Icon und der gluckernden Wasser-Animation. Und dort, in der rechten oberen Ecke, boten sich May zwei Optionen: (1) *Der neueste Comic* oder (2) *Von Anfang an lesen*.

Sie klickte auf *Von Anfang an lesen* und landete auf einer Seite, deren datierte URL ihr sagte, dass sie an Silvester gepostet worden war.

May begann zu lesen.

SIE SAGTEN, ES GEBE WEDER
HEILUNG NOCH HOFFNUNG.



DER FLUCH
STECKTE IN
IHREM BLUT,
IN IHREN KNOCHEN.



ALSO SUCHTE ER NACH
BESSEREM BLUT,
BESSEREN KNOCHEN.



ER FAND
JEMANDEN,
DER GUT PASSTE.

ER FAND
DIE PRINZESSIN.



ABER IHRE ELTERN
WEIGERTEN SICH.



ER BESCHLOSS, SICH IHNEN
ZU WIDERSETZEN.



May saß eine Minute lang einfach nur da und ließ alles sinken.

Es war nicht nur die Tatsache, dass die Mädchen im dritten Panel mit Straßenkreide spielten – das dunkelhaarige Mädchen war ganz *eindeutig* Princess X in normaler Kinderkleidung und die Freundin der Prinzessin ein braunhaariges Mädchen, das ein T-Shirt mit einer LOLcat darauf trug. May konnte sich noch an dieses T-Shirt erinnern. Libby hatte auch so eins gehabt, deshalb hatte May ihres auch aufbewahrt, zusammengelegt in den Tiefen ihres Kleiderschranks zu Hause in Atlanta. Es war ihr inzwischen viel zu klein, aber sie hatte es nie weggeworfen. Sie hatte es einfach nicht über sich gebracht, nicht nachdem Libby nicht mehr da gewesen war – und alles mitgenommen hatte.

May leckte sich über die Lippen. Sie hatte Durst, aber sie war wie versteinert und konnte unmöglich aufstehen, um sich etwas aus dem Kühlschrank zu holen. Angestrengt betrachtete sie den Hintergrund, die Kleidung und die Farben mit zusammengekniffenen Augen und versuchte, in bester Sherlock-Manier, zusätzliche Details in den Bildern zu finden. Es gab nicht viel zu sehen. Der Fokus lag auf den Charakteren, die sehr oft aus der Nähe dargestellt waren. Die Autos hätten x-beliebige Autos sein können. Der Parkplatz jeder x-beliebige Parkplatz. Die Pistole jede x-beliebige Pistole.

Aber die Mädchen ... es *waren* Libby und May. Jeder, der die beiden je kennengelernt hatte, konnte das auf den ersten Blick erkennen, und May war ganz aufgeregt, sich in dieser neuen Version ihrer alten Geschichten zu sehen. Dort war sie, klar und deutlich. Und es hatte etwas Wichtiges zu bedeuten, dass sie dort war. Es war eine Einladung. Es war eine Ermutigung. Es war ein Hinweis darauf, dass das Unmögliche vielleicht gar nicht unmöglich war – auch wenn sie das für einen gefährlichen Gedanken hielt.

May blickte konzentriert auf das Bild der verletzten Frau und

versuchte, sich an Mrs Deatons Frisur oder Kleidungsstil zu erinnern, aber ihre Erinnerung war noch vager als die Linien auf dem Bildschirm. Sie erinnerte sich hauptsächlich an eine Frau Ende dreißig mit dunklen Haaren und einer Vorliebe für Etuikleider.

Trotzdem, bei der Frau in dem Comic *musste* es sich um Mrs Deaton handeln. Es war alles so schlüssig, abgesehen von einem offensichtlichen Fehler: Mrs Deaton war nicht erschossen worden. Sie war ertrunken.

Angeblich.

Ein Schlüssel drehte sich knirschend im Schloss der Wohnungstür und kündigte an, dass Mays Dad endlich von der Arbeit nach Hause kam.

»May, bist du da?«

»Ja«, rief sie zurück und klappte den Laptop zu, bevor er etwas sehen konnte. Sie wickelte sich in die Decke, bis sie ungefähr so komplett verhüllt war wie in einem großen Bademantel, und als er sich im Wohnzimmer zu ihr gesellte, fuhr sie in normaler Lautstärke fort: »Hey, ich will dich was fragen.«

Er ließ sich auf den Sessel fallen. »Das klingt ernst«, sagte er mit einem nervösen angedeuteten Lächeln.

»Es geht um Libby und ihre Mom.«

»Oh«, erwiderte er vorsichtig. »Dann bist du also immer noch auf diesem Princess X-Trip.«

»*Natürlich* bin ich noch auf diesem Trip.« Sie versuchte, nicht genervt zu klingen, aber wahrscheinlich gelang ihr das nicht besonders gut. »Und das ist der Teil des Trips, bei dem ich dich frage, was passierte, als Mrs Deaton von der Brücke fuhr.«

»Dann suchst du nicht mehr nach Aufklebern?«

»Nein, ich hab schon mehr gefunden als das. Also, sag mir, wie die Deatons gestorben sind.«

»Sie sind ertrunken«, antwortete er tonlos. »Das weißt du doch schon.«

In diesem Moment wusste May, dass er log. Dieser leere, tote Tonfall ... das war seine Lügenstimme. Es war die Stimme, die er benutzte, um zu verbergen, was er wirklich dachte oder fühlte. Auch May war eine miese Lügnerin, aber sie war genau andersherum mies: Sie war immer zu emotional, zu verzweifelt, um ihre Geschichte glaubhaft zu verkaufen.

»Ja«, sagte sie, »aber ich möchte darüber sprechen, was *wirklich* passiert ist. Nicht darüber, was alle *behaupten*.«

Ihr Vater versuchte, sich herauszuwinden. »Du musstest nicht alle Einzelheiten erfahren, Kleines. Weiß Gott, *ich* hätte auch nicht alle Einzelheiten erfahren müssen. Wie sie ihre Leiche gefunden haben und dass sie vom Wasser schon ganz mitgenommen war ...«

»Nicht Libby!«, blaffte sie ihn an. Sie wollte nichts mehr davon hören, selbst wenn sich herausstellte, dass es nicht stimmte. »Ich spreche von ihrer Mom. Sie ist nicht ertrunken, oder?«

»Doch, ist sie. Sie ist von der Brücke gefahren und ertrunken.«

»Aber erst, nachdem jemand auf sie *geschossen* hatte.«

Er machte den Mund auf, um etwas zu erwidern, aber dann klappte sein Kiefer wieder zu. Dann öffnete er den Mund noch einmal und machte ihn wieder zu. Was immer er auch hatte sagen wollen, er begann mit etwas anderem. »Wo hast du das denn her? Aus dem Internet?«

»Ja, aus dem Internet«, bluffte sie. Im Grunde war es die Wahrheit, denn wenn sie genügend Zeit gehabt hätte und er erst später nach Hause gekommen wäre, hätte sie nach alten Nachrichtenartikeln zu dem Fall gesucht. Es war zwar schon drei Jahre her, dass Libby und ihre Mom gestorben waren, aber ganz sicher würde sich *irgendwo* in irgendeinem Archiv noch etwas dazu finden.

Ihr Dad seufzte schwer und sank auf seinem Sessel zurück, so als hoffte er, das Möbelstück würde ihn einfach verschlingen.

»Du musstest es ja irgendwann herausfinden. Ich dachte, du würdest darüber hinwegkommen und mit der Zeit ... würde es nicht mehr so eine große Rolle spielen. Aber ich schätze, das bedeutet, dass es noch nicht lange genug her ist.«

Er verstand überhaupt nichts, und am liebsten hätte sie ihm dafür einen Tritt verpasst – aber sie schluckte ihre Wut hinunter und ballte die Fäuste. »Gott, du bist so ein *Blödmann*.«

Er lehnte sich nach vorne und stützte die Ellenbogen auf seinen Knien ab. »Oh, ich bin ein Blödmann, ja? Na schön, wenn du das denken willst, aber eines Tages wirst du es verstehen. Wir haben nur versucht, dich zu beschützen.«

»Wir?«

»Deine Mutter und ich waren uns einig, dass es ein paar Dinge gab, die du einfach ... die du nicht hören musstest. Wir wussten, dass du hier und da ein paar Sachen aufschnappen würdest, aber was hätte es für einen Sinn gehabt, dir zu sagen, dass man sie ermordet hat? Guter Gott«, fügte er hinzu, beinahe flüsternd, »du warst auch so schon besessen genug davon.«

»Das ist der Grund, warum ihr mich nicht zu ihrer Beerdigung habt gehen lassen.« Sie sprach von Mrs Deatons Beerdigung. Bei Libbys war sie schließlich gewesen. »Das ist der Grund, warum ihr mich vom Internet ferngehalten und den Fernseher nie angemacht habt. Keine Lokalnachrichten ...« Das war das Mantra ihrer Mom gewesen, in den ersten Wochen, nachdem es passierte. *Kein Internet. Kein Fernsehen. Keine Lokalnachrichten.* Und da die Schulferien gerade angefangen hatten, hatte sie es auch nicht von den anderen Kindern erfahren können – nicht, dass die je viel mit ihr gesprochen hätten.

»So war es am besten«, sagte ihr Dad schwach.

»Ihr seid Lügner. Alle beide. Du *und* Mom«, spuckte sie aus. Sie spürte, wie ihr Hals ganz eng wurde, wenn sie nur daran dachte. »Jemand hat sie umgebracht und ...« Erst in dem Au-

genblick wurde ihr noch etwas anderes bewusst. »Und sie haben den, der es getan hat, nie gefasst, stimmt's?«

»Nein, sie haben ihn nie gefasst. Hör mal, Kleines ...« Er war, wie so oft, müde und traurig, aber nur, weil er sie »Kleines« nannte, würde sie ihm nicht gleich vergeben und alles vergessen. »Wir wollten nicht, dass du deswegen Albträume kriegst. Wir wollten nicht, dass du denkst, es sei jemand da draußen – jemand, der sich als Nächstes dich schnappen würde.«

»Das hätte ich nie gedacht. Mein Gott, Dad – darauf wäre ich bis *gerade eben* überhaupt nicht gekommen. Vielen Dank auch!«

»Du warst in *Trauer*. Du hast dir sowieso schon Geschichten ausgedacht und dir ausgemalt, dass das alles nicht stimmt und dass Libby gar nicht tot ist. Du hast die ganze Zeit von diesem Traum gesprochen, den du andauernd hattest – wie sie wieder nach oben schwimmt ...« Seine Stimme verlor sich, gewann dann aber wieder an Kraft. »Du wolltest so verzweifelt glauben, dass das alles ein Irrtum gewesen ist, aber dabei war es noch schlimmer, als du gehnt hast, noch schlimmer als ein Unfall. Deshalb haben wir das einzig Vernünftige getan und die schlimmsten Einzelheiten weggelassen. Es war einfach zu viel, um es zu verkraften. Für uns alle.«

Sie warf sich auf der Couch zurück. »Oh, halt die *Klappe*.« Sie funkelte ihn so scharf an, dass sie Löcher in sein Hemd hätte brennen können. »Ihr Mörder ist irgendwo da draußen und bringt vielleicht noch mehr Leute um.«

»Ja, er ist noch da draußen. Aber er war *immer* da draußen, seitdem es passiert ist. Und es ist nichts weiter passiert. Du hast jetzt einfach nur mehr Informationen, das ist alles.«

»Nichts weiter passiert? Nennst du den Princess X-Aufkleber nichts weiter passiert?«

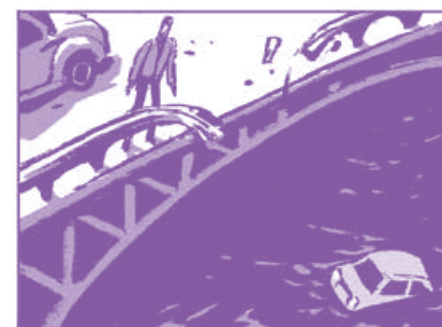
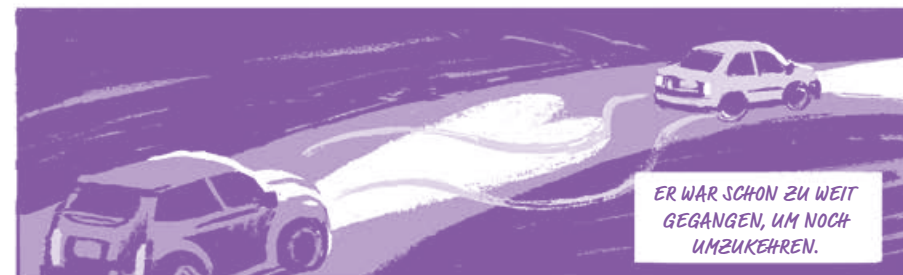
Damit hatte sie ihn, und das wussten sie beide. Er wand sich trotzdem weiter. »Das könnte auch ein Zufall sein.«

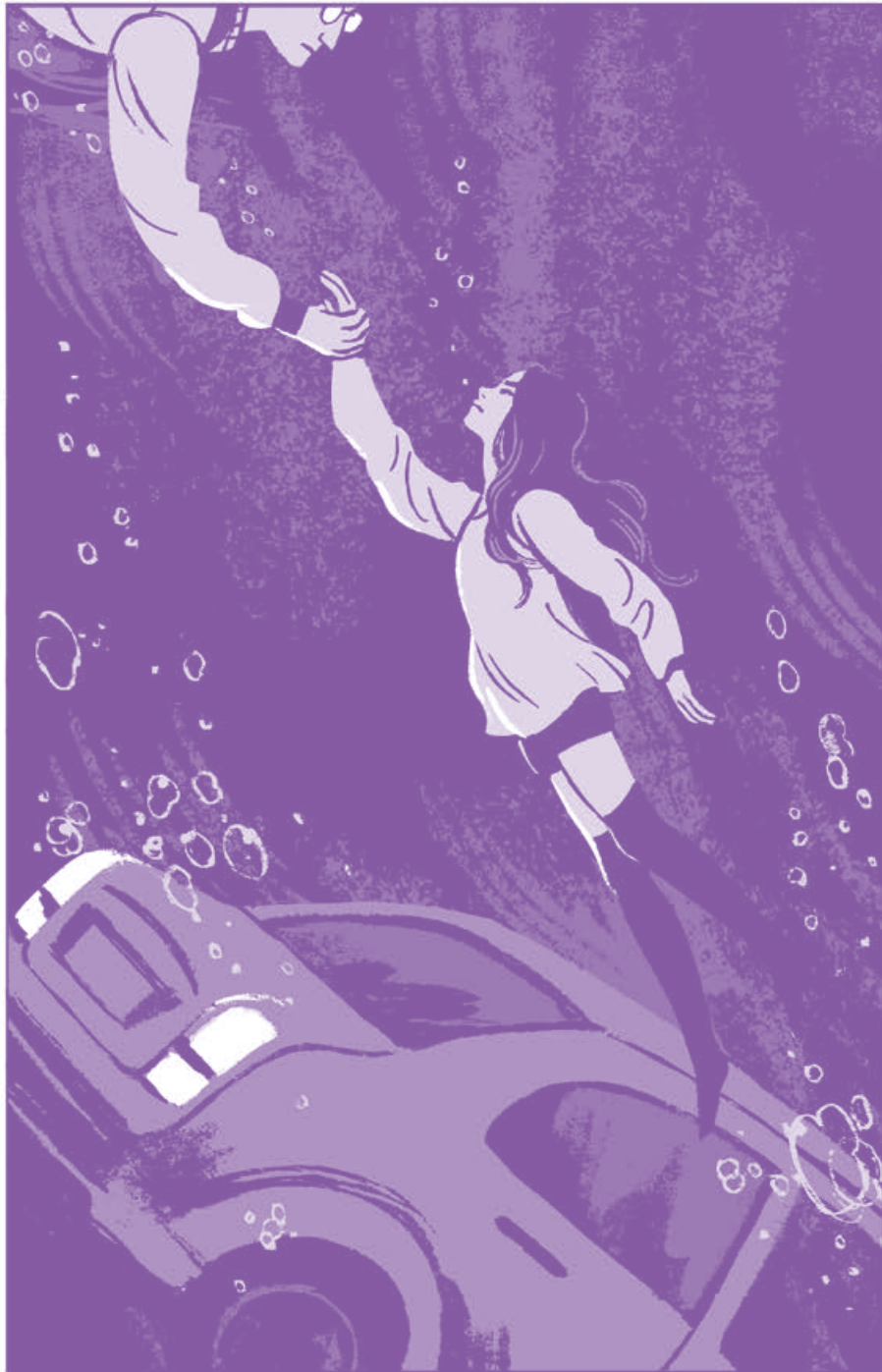
»Fünf Sekunden im Internet würden dir was anderes sagen«, teilte sie ihm mit. »Es gibt auch eine Website.« Noch während sie das sagte, spürte sie, wie eine glühende Woge durch ihren Körper schwappte, weil sie so dumm gewesen war und dort nicht schon längst nachgesehen hatte. Sie schnappte sich die Decke, rappelte sich auf und klemmte sich ihren Laptop unter den Arm. Der Akku war schon wieder beinahe leer und sie musste den Laptop aufladen. »Wenn du mich jetzt entschuldigen würdest, ich hab ein bisschen was nachzulesen.«

»Großartig«, sagte er, als sie das Zimmer verließ. »Einfach großartig.«

Sie schätzte, dass es ungefähr fünfzehn Minuten dauern würde, bevor er ihre Mom anrief. Nicht, weil ihre Mom irgendeine Hilfe gewesen wäre, sondern weil er nicht das Gefühl haben wollte, der einzige Mensch zu sein, der seine Tochter nicht verstand. Es war das Einzige, was ihre Eltern noch gemeinsam hatten, und das Einzige, worüber sie sprachen. Wenn sie miteinander sprachen, was nicht sehr oft vorkam.

Aber May konnte sich einfach nicht dazu aufraffen, sich darüber Gedanken zu machen. Wie gesagt, sie hatte ein bisschen was nachzulesen.





ENDLICH HATTE ER
ALLES, WAS ER
BRAUCHTE.



ABER ES WAR ZU SPÄT.



ES WAR ALLES
UMSONST GEWESEN.



UND JETZT HATTE ER
EIN RIESIGES PROBLEM.



May bemerkte, dass sie beinahe einschlief.

Sie war erschöpft und durcheinander, und sie hatte vor lauter Anspannung zwischen all dem Weinen und dem Versuch, nicht zu weinen, schon richtige Kopfschmerzen. Der Laptop fühlte sich warm auf ihren Beinen an, das Bett unter ihr weich. Morgen war ein neuer Tag, denn Libby war noch am Leben, da draußen, irgendwo. Sie war heute am Leben und sie würde auch noch am Leben sein, wenn May irgendwann all den Unsinn, die Lügen und das Chaos im Hintergrund durchschaute und endlich nach ihr suchen und sie finden konnte.

Und sie *würde* sie finden.

Immerhin war Libby lebend aus der Sache herausgekommen, genau wie May es geträumt hatte. Sie war an die Oberfläche geschwommen. Sie war aus dem Wasser gezogen und in das Auto des Nadelmannes verfrachtet worden – der nicht immer der Nadelmann gewesen war. Selbst der Tonfall der Geschichte fühlte sich vertraut an. Sie fühlte sich wie etwas an, das sie beide sich zugeflüstert hatten, hinter dem Klettergerüst auf dem Spielplatz. Wie etwas, das sie sich im Unterricht auf Zetteln zugesteckt oder am Ufer des Lake Union ausgedacht hatten, während sie den Enten Brotstücke zuwarfen.

Es war nicht der Anfang, den Libby und May sich vorgestellt hatten. Aber andererseits hatten sie der Prinzessin auch nie wirklich einen Anfang gegeben, oder? Sie hatten ihre Abenteuer nur von dem Augenblick an erzählt, in dem sie ihr Schwert genommen und in ihren roten Chucks gegen böse Jungs und Ungeheuer gekämpft hatte. Sie hatten sich Geschichten von Wagemut und Gefahren ausgedacht, aber all diese Abenteuer ereigneten sich, *nachdem* sie sich ihren Titel und ihre Krone verdient hatte.

Deshalb war es in Ordnung. Es fühlte sich richtig an.

Und May war es egal, ob ihr irgendjemand glaubte, ihr Dad

eingeschlossen – dieser schreckliche Lügner, der sie nur vor allem beschützen wollte. Zumindest hatte er das behauptet, auch wenn er sie vor *gar nichts* beschützt hatte. Alles, was er getan hatte, war, die Wahrheit zu verheimlichen. *Und die Wahrheit wird euch befreien.* Das hatte sie irgendwo gesehen, vor langer Zeit. Eingraviert in einen Ring? Ein Zitat aus einem Film? Ein Dialogfetzen aus einem Theaterstück, an das sie sich nicht mehr richtig erinnern konnte?

Die Wahrheit würde sie befreien, ganz sicher. Und sie würde auch Libby befreien.

Dafür würde sie *sorgen*.